Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 21

Artikel: Die Kiesgrube
Autor: Zinniker, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672463

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Kiesgrube

Auf der Lebensstufe wachsender Vereinsamung gibt es nur noch einen tröstlichen Zustand für mich: das Alleinsein mit der Natur. Sie ist der einzige Freund, mit dem ich reinen Gewissens auf Du und Du stehen mag. Denn sie ist ohne Falsch und Tücke, sie stellt keine Ansprüche und begegnet uns nicht mit Hinterhältigkeiten. In der Naturversunkenheit erfahre ich das Göttliche und Zeitlose, in ihr spüre ich mich bestätigt und geborgen. Vor der Natur verflüchtigt sich die Problematik unseres eingeschränkten, mechanisierten Daseins. Die Natur schenkt dem die höchste Wonne, der in ihrem Rhythmus des Werdens und Vergehens, des Blühens und Welkens und der ewigen Erneuerung mitzuschwingen vermag. Angesichts der Natur erkennt der Mensch das grosse Weltweben.

Ein solches Stück Natur, dem ich immer wieder mit dürstendem Auge begegne, liegt im Limmattal. an der Eisenbahnstrecke Baden—Zürich. Ich meine die seit Jahrzehnten stillgelegte, wunderlich verträumte Kiesgrube mitten in der breiten Talsohle zwischen Spreitenbach und Dietikon, die mir bei jeder Vorüberfahrt zum inneren Erlebnis wird. Es ist Moränenlandschaft, deren feste Oberfläche aus dicken Bändern abgelagerter Schotter, Landsteine und Mergel besteht. Ich weiss nicht, was mich auf so starke sinnliche Weise an diesen Erdenwinkel bindet, und ich begehre auch gar nicht hinter das Geheimnis zu kommen. Aber jedenfalls freue ich mich schon in der Westschweiz beim Einsteigen in den Zug auf die wenigen Sekunden, für deren Dauer die Grube durchs Blickfeld gleitet. Und je näher ich der Gegend jeweilen komme, um so vernehmlicher schlägt mein Herz vor dem Augenblick der Begegnung. Wenn es die Umstände erlauben, rücke ich nahe ans Fenster hinan und presse sogar die Stirn an die Scheibe, um das Wunder ganz in mich aufzunehmen. Und dann rauscht aus den Vertiefungen, von den Bändern und Böschungen der Grube für eine flüchtige Weile Musik auf mich zu, fällt in mein Inneres und klingt dort weiter. Mir ist, alle Mitreisenden müssten sich den Klängen ebenfalls öffnen, müssten die Zeitungen beiseitelegen, ihre Gespräche abbrechen und lauschen, lauschen.

Aber nichts dergleichen geschieht. Denn es ist nur eine simple Kiesgrube, ein ausgebeuteter, unansehnlicher Flecken Erde, in den sich nur ein Malerauge verlieben kann. Man flitzt vorüber, ohne ihn überhaupt wahrzunehmen. Für mich aber bedeutet er den Höhepunkt meiner gelegentlichen Ausflüge nach Zürich, und seit Jahren hegte ich den Wunsch, ihn unter den Füssen zu spüren und stundenlang durch sein Reich zu streifen.

Dieser Wunsch ging eines Vorfrühlingstages, als noch alles kahl und grau war, unerwartet in Erfüllung. Ein Freund, der in Geschäften nach der Ostschweiz fuhr, nahm mich im Auto mit. Statt mich an der Hauptstrasse auszuladen, wie ich ihn dringlich beschworen hatte, lenkte er den Wagen über den holprigen Feldweg bis zur Grube. Dort stiegen wir aus. Auf seine lächelnde Frage, was es denn da Besonderes zu beobachten gebe, erteilte ich ihm eine unbestimmte, vielleicht sogar ein wenig närrische Antwort. Es war mir peinlich. Aber er folgte mir ein paar Schritte, blieb dann kopfschüttelnd stehen, ging zum Wagen zurück und setzte seine Reise ohne meine Begleitung fort.

Jetzt durfte ich in aller Ruhe durch das Eldorado wandern. Auf der Spur eines alten Karrweges drang ich behutsam in die Wildnis vor. Die verlassene Kiesgrube ist eine Welt ganz für sich, eine Insel der Stille und des Friedens, ein in sich selber verhaltener Raum. Andächtig wie in einem Dom setzte ich Fuss vor Fuss, nach allen Richtungen, von Nische zu Nische und von Kammer zu Kammer. Aus dem kargen Kies läuten die ersten gelben Märzblümchen, die ersten Eidechsen äugen aus den Schlupfwinkeln, da und dort rieselt, von der ersten Sonnenwärme gelöst, lautlos eine Sandsträhne zur Tiefe. In den Senken breiten sich zwei Miniaturseen aus; am grösseren derselben verlottert ein von Knaben zusammengezimmerter Kahn. Auf den architektonisch hingeschwungenen, wie Verszeilen ausgerichteten Schotterterrassen, die zur Raumgestaltung der Grube beitragen, wiegen sich Birken und Föhren im zagen Wind, dazwischen wuchern Farren, Ginster und Spiräen, und inmitten des Naturparadieses steht eine baufällige

Werkzeughütte. Ich nehme eine lückenlose Bestandesaufnahme vor, wobei ich jeden Wechsel von Kiesband zu Kiesband, die sich wie kleine Bergbalkone und Hochebenen übereinander erheben, als feierlichen Uebergang empfinde.

Ich gebe mich ganz der Betrachtung hin, die nur dann und wann durch einen vorüberbrausenden Zug gestört wird. Langsam steigt die Wärme auf, und lange Zeit herrscht ringsum nichts anderes mehr als die Sonne und das Schweigen der Grube. Von überallher weht zeitloser Hauch. Und wie für versponnene Träumer aufgehoben, ragen Vergangenes und Fernes fromm und innig in den Vorfrühlingstag herein. Das Uralte in mir wird angerufen, und es ist ein Erlebnis ohnegleichen, die von frühmärzlicher Stimmung überspielte Traumstätte ohne Absicht und Ziel zu durchstreifen. Ueber die Bänder und Böschungen geistern Lichteffekte und wirken bezaubernd wie im Kaleidoskop, einmal in zartem Opal, einmal in sattem Orange.

Ich schaue in die Zeit zurück und sehe die Grubenarbeiter mit Pickel und Schaufel, mit Sieb und Schubkarren hantieren; ich sehe die schwerbeladenen Kieswagen, von wuchtigen Schimmeln, hochbeinigen Belgiern und Normannen gezogen, aus der Grube fahren. Ich sehe die Kiesgrube im Ablauf des Jahres von hundert und aberhundert Farbtönen überhaucht. Ich sehe sie im hohen Frühling, wenn die Schwalben in der Schicht zwischen Kies und Humus nisten; im Sommer, wenn die grünen Wagen der Korber und Zigeuner in windgeschützten Winkeln stehen und die Gluthitze in den Kräutern knistert; im Herbst, wenn milder Silberduft in den Birken und Föhren webt; und im Winter, wenn reines Weiss die steinhart gefrorenen Kiesbänke polstert.

Immer wieder packt uns das Verlangen, statt die überspitzte Kultur der Städte die einfache, ursprüngliche Landschaft aufzusuchen und an ihren unentstellten Schönheiten Herz und Geist zu erfrischen. Ein solches Stück Landschaft, ein solches kleines Erdenparadies ist die sich selbst überlassene Kiesgrube im Limmattal. Dort findet der Mensch noch eine Möglichkeit, der Gegenwart zu entfliehen und für einen Augenblick im Atem der Schöpfung zu verweilen.

Otto Zinniker

Die Abenteuer des Herrn Alkibiades

Lasst mich erzählen von Herrn Alkibiades, dem Freund meiner Knabenjahre, dem lächelnden Gefährten meiner Phantasie, der in einem der düstersten Gässchen unserer Vaterstadt vor Zeiten eine kleine Tabakhandlung betrieb. Herr Alkibiades war Grieche, und er verfügte über das wohlwollendste Gesicht, dem ich je begegnet bin. Dieses Gesicht glänzte wie der Vollmond in klarer Mittsommernacht; es war heiter und gütig, pfiffig und sanft zugleich, und es konnte wie kein zweites Ruhe und Geborgenheit eines friedlichen Herzens verraten, dem Arg und Schuld fremd sind. Alle guten Geister meiner Kinderträume trugen Herrn Alkibiades' Züge. Unter seinem Lächeln war man ruhig, und hätte dieses Gesicht jenen mächtigen Apostelbart getragen, mit dem die Männergestalten auf unseren bunten Sonntagsschulbildchen geziert werden — fürwahr, ich hätte mir selbst den lieben Gott mit dem wohlwollenden Vollmondgesicht des Herrn Alkibiades vorgestellt!

Kam ein Kunde in Herrn Alkibiades' düsteres Ladengeschäft, wo hinter einem ewig schwelenden Oellämpchen eine bizarre hölzerne Ikone stand, so wurde er mit einem freundlichen «Parakalo Kyrie — womit kann ich dem Herrn dienen?» empfangen. Begehrte er aber, verwirrt durch die hier herrschende unvorstellbare Unordnung, etwa zu wissen, welcher Tabak oder welche Zigarettenqualität wohl vorzuziehen wäre — flugs verwandelte sich der Ausdruck des Wohlwollens auf Herrn Alkibiades' Gesicht in Abscheu und Entsetzen. «Ich? Ich kann Ihnen nicht raten, Herr», sagte der sonderbare Tabakhändler in solchen Fällen. «Ich bin nämlich Nichtraucher, müssen Sie wissen. Ich kann den Tabakrauch nicht ausstehen . . .»

Begreiflich also, wenn sich Herrn Alkibiades' Kundschaft immer aus denselben Leuten rekrutierte und keine anderen dazukamen. Wer ihn nicht kannte, traute ihm nicht recht. Wir Kinder aber, besonders die Knaben, liebten ihn. Er pflegte